

R Plus Wie der in Speyer aufgewachsene Künstler
Elias Wessel die Krise in New York erlebt



Eine Ausstellungsansicht: Elias Wessels »La somme de mes données« aus der Schau im Palais Beauharnais in Paris, die bis 6. Juli laufen sollte.

Foto: Wessel/Frei

Karl Georg Berg

Interview: Der in Speyer aufgewachsene Künstler Elias Wessel lebt unter anderem in New York. Wir haben ihn gefragt, wie er das Leben dort empfindet. Er entwickelt fotografische Konzepte und Vorgehensweisen, die in abstrakte Bilder münden, die zeitgenössische gesellschaftliche Diskurse widerspiegeln.

Sind Sie zu Hause?

Als international tätiger Künstler ist man für gewöhnlich an mehreren Orten zu Hause. Aber ja, ich bin zu Hause in meinem Atelier in New York City.

Wie pflegen Sie Ihre Kontakte?

Vorzugsweise durch direkte Gespräche am Telefon oder in Videochats. Ansonsten per E-Mail. Social Media und Messenger Dienste versuche ich zu meiden.

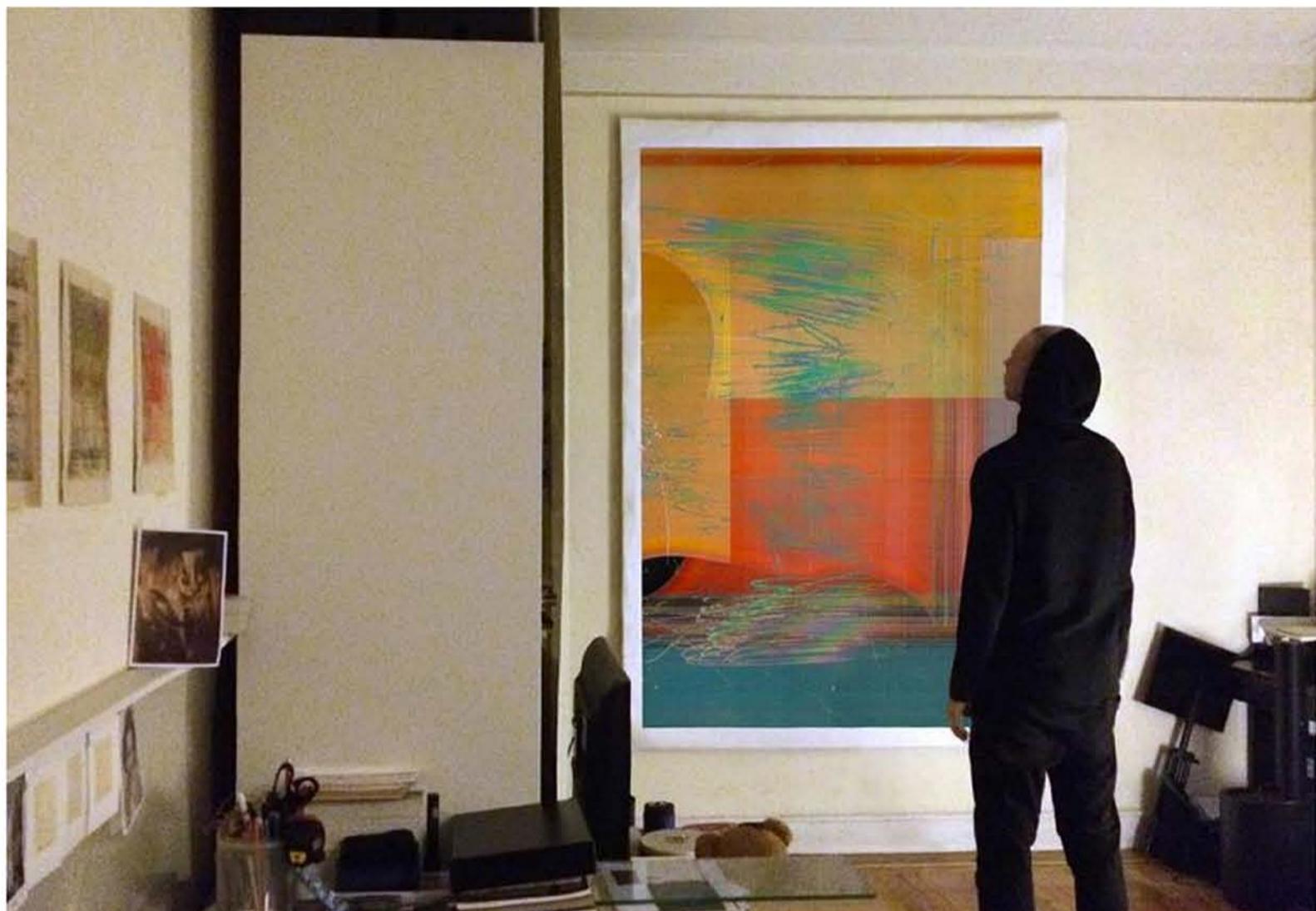
Wie ist die Stimmung in New York zur Stunde, bei Ihnen und den Menschen, mit denen Sie in Kontakt sind?

Dass New York eine Metropole der Ungleichheit ist, zeigt sich in dieser Zeit noch deutlicher als zuvor. In mehrerlei Hinsicht unheimlich ist, was ein Rechercheteam der New York Times über die Auswertung von Mobilfunkdaten in den USA berichtet: Demnach ist es ein Luxus, in Zeiten von Corona zu Hause bleiben zu können. So hängen Stimmungslagen natürlich sehr von der jeweiligen Situation und den unterschiedlichen Lebensumständen ab. Neben Sinnfragen stellen sich mir – wie so vielen – leider auch existentielle Fragen. Zugleich lebe ich faktisch gerade Dinge aus,

die ich ideell ablehne, wie z. B. das Bestellen von Lebensmitteln oder die Nutzung diverser Apps. Es fällt mir schwer, trotz dieser Lage, derartige Widersprüche zu akzeptieren. Der – in den USA durchaus nicht unübliche – Hang zur Pathetik ist für mich befremdlicher denn je. Der plötzliche Verlust einer planbaren Zukunft verunsichert viele Menschen. Umfassend könnte man sagen: Es fühlt sich an, als seien wir aus der Zeit gefallen.



Eine Ausstellungsansicht: Elias Wessels »La somme de mes données« aus der Schau *Foto: BergK Wessel/Frei* im Palais Beuharnais in Paris, die bis 6. Juli laufen sollte.



Eine Atelieransicht: Elias Wessel in seinem Atelier in New York vor einem Werk aus der gerade im Werden begriffenen Serie »Schöne neue Welt (2019-20)«.

Foto: Elias Wessel/Frei

Welche konkreten Einschränkungen spüren Sie?

Erst einmal scheint es wie überall um Einschränkungen räumlicher Natur zu gehen. Home Office, soziale Distanz, Kontaktsperre. Sechs Fuß Abstand sollen wir alle voneinander halten, möglichst öffentliche Räume nicht mehr aufsuchen. Doch es ist nicht primär das Eingesperrtsein zu Hause, sondern mindestens so sehr das Eingesperrtsein in der Gegenwart, was die derzeitige Stimmung kennzeichnet. Es ist nicht eine bestimmte zukünftige Entwicklung, die Angst erzeugt, sondern dass wir momentan überhaupt von jeder sinnvoll erwartbaren Zukunft abgeschnitten sind. In meinem Fall: Meine derzeitige Ausstellung "La somme de mes données", die im Januar im Palais Beauharnais eröffnet hat, ist aufgrund der Einschränkungen nicht zugänglich. Auch die durch die Deutsche Botschaft in Paris und das

Auswärtige Amt organisierten Führungen durch die Ausstellung sind bis auf weiteres abgesagt. Ich denke nicht, dass sich dies bis zum Ende der Ausstellung Mitte Juli ändern wird. Ein Künstlergespräch im Rahmen der ATOA (Artists Talk on Art) Vortragsreihe in New York ist ausgefallen. Laufende Anträge auf Fördermittel für bereits bestehende Projekte im kommenden Jahr, wie z. B. meine Teilnahme am renommierten Künstlerprogramm des International Studio & Curatorial Program (ISCP) in New York, liegen derzeit auf Eis. Bereits zugesagte Ankäufe wurden wieder abgesagt. Atelierbesuche und Treffen mit Kunstsammlern, Kuratoren und anderen Künstlern sind nicht möglich. Ob die in Deutschland für Mitte Oktober geplanten Ausstellungen sowie Vorträge und Symposien wie geplant stattfinden können, ist ebenfalls noch offen.

Was bekommen Sie konkret mit von der Situation, den vielen Infektionen und der Gesundheitsversorgung?

Aufgrund der Einschränkungen bekomme ich die Situation – wie die meisten auch – weitestgehend nur über die Medien mit und habe daher einen vergleichbaren Zugang. Wenn ich das Atelier verlasse, fühle ich mich trotz Bewegung und frischer Luft nur wenig entspannt. Eine erholsame Wirkung bleibt da eher aus. Der Central Park ist bei schönem Wetter z. T. völlig überfüllt. Viele denken beim Social Distancing wenig mit und sind primär auf sich fixiert: Ich sehe Menschen mitten auf dem Bürgersteig; Familien, welche die gesamte Breite des Weges einnehmen; Fahrradfahrer, die einem auf dem Fußgängerweg entgegenkommen. Auf den ersten Blick könnte man meinen, es sei alles wie immer. Zugleich sieht man aber auch die Sanitätszelte zur provisorischen Unterbringung und Behandlung von Patienten; gestresste Menschen, die mit weit ausgebreiteten Armen joggen als würden sie gleich vom Kennedy Airport abheben wollen oder solche, die mit ausgestreckten Besenstilen spazieren gehen – alles, um den zu wahren Mindestabstand zu erzwingen. Die Straßen hingegen sind – zumindest stellenweise – wie leergefegt und es ist in der Tat erheblich ruhiger geworden; Gespräche, die man im Vorbeigehen aufschnappt, drehen

sich ausnahmslos um die derzeitige Krise und man hört nun öfter als zuvor die Sirenen der Krankenwagen durch die Straßen heulen.

Wie bekommen die Menschen in den USA (gute) Informationen über die Situation?

„I“m not watching the news anymore, let me know when this is over“ (Ich schaue keine Nachrichten mehr, sagt mir, wenn es vorbei ist), ist mir kürzlich bei einem Spaziergang zu Ohren gekommen. Dies scheint mir ein durchaus weit verbreiteter Gedanke zu sein. Wer will und weiß wo hat natürlich Zugang zu guten Informationen durch seriöse Zeitungen, Institute oder Organisationen. Die Verbreitung von Falschaussagen – nicht nur (!) – in der Coronakrise ist allerdings ein großes Problem. Viele beziehen ihre Informationen ausschließlich und unreflektiert aus weniger seriösen Quellen oder ihrem einseitig gestrickten Social-Media Umfeld. In einem sehr interessanten Interview hat kürzlich der britische Journalist und Autor Peter Pomerantsev über die Krise des Informationszeitalters gesprochen: Er fordert neben einer öffentlichen Aufsicht für Algorithmen auch allgemeine Algorithmenbildung. Wir alle können jedenfalls kaum nachvollziehen, wie die Informationsumgebungen gestaltet sind, aus denen wir Inhalte beziehen. Dieser Zustand an sich ist eine Form von unsichtbarer Zensur. Um überhaupt kritikfähig zu werden gegenüber dem, was wir da sehen und lesen, müssen wir verstehen, warum es uns in unsere Feeds hineinläuft. Mehr noch als ein Verständnis für die Verbreitung von Informationen, braucht es ein radikal transparenteres Netz als das, mit dem wir es immer noch zu tun haben. Dafür bedürfte es den politischen Willen, dass zum Beispiel Facebook und Google ihr Algorithmen-Design brechen, etwas, das sie noch immer als ihr Geschäftsgeheimnis behandeln.

Welche Auswirkungen hat die Krise konkret auf Ihre Arbeit? Inhaltlich und/oder bei der Vermittlung und Präsentation?

Bereits seit 2014 bin ich mit der Entwicklung fotografischer Konzepte beschäftigt, in denen gesellschaftlich konnotierte Themen in abstrakte fotografische Bilder umgesetzt werden, die selbst stets eine deutliche Nähe

zum Medium der Malerei aufweisen. Seit 2015 setze ich mich dabei mit den gesellschaftlichen Herausforderungen auseinander, die mit der Digitalisierung einhergehen. In den vergangenen beiden Jahren entstanden dabei Werkgruppen wie „Die Freude am Rest – Zur Entmaterialisierung der Bilder“ (2017-18), „Images Through an Algorithmic Lens“ (2018-19) oder die 11-teilige Serie „It„s Complicated“ (2019). Letztere ist infolge meiner Auseinandersetzung mit der eben angesprochenen Krise des Informationszeitalters entstanden. Wie bereits durch meine Arbeit an dem Werkzyklus „Die Summe meiner Daten“ (2017), der unter anderem Anfang letzten Jahres im Kunstverein Speyer e. V. ausgestellt wurde und derzeit im Palais Beauharnais in Paris gezeigt wird, wurde mir klar, dass die ständige Überwachung durch private Unternehmen eine absolute Verletzung unserer Rechte darstellt. Ich bin empört über die Smartphone-Apps, die unsere Wege durch die Welt verfolgen. Durch die Dringlichkeiten der Pandemie muss ich meine Überzeugungen aber in Frage stellen und es befremdet mich, dass ich mich im Moment in extrem widersprüchlichen Ansichten zur technologischen Entwicklung wiederfinde. Mit der Ausweitung der Pandemie haben wir gesehen, wie Technologie und Daten uns verbinden, uns gesund halten und das Virus von Hot Spot zu Hot Spot verfolgen können – aber zu welchem Preis? Bereits die 2010er Jahre waren das Jahrzehnt in dem wir uns gehirngewaschen haben um uns komplett selbst zu überwachen. Inhaltlich verändert sich meine Arbeit im Zuge der Situation daher nicht, sie nährt sich daraus und entwickelt sich weiter. Es wäre ohnehin wenig glaubwürdig, von heute auf morgen Arbeiten zu präsentieren, in denen Inhalte plötzlich auf ein bestimmtes Thema ausgerichtet sind nur, weil es gerade aktuell ist. Zudem gibt es bestimmte Themen, bei denen ich es generell schwierig finde, mal soeben eine Arbeit und somit Beobachtungen oder gar eine Haltung öffentlich zu machen, wenn man sich nicht ernsthaft und über einen längeren Zeitraum damit befasst hat. Naturgemäß verschiebt sich aber der Kontext und Blick auf die Arbeiten. Ich selbst merke das an mir derzeit sehr deutlich bei meiner im Werden begriffenen Werkreihe „Schöne neue Welt“, an der ich bereits seit gut einem Jahr – also vor Beginn der Pandemie – arbeite.

Wie läuft das Kunstleben in diesem Zentrum der Künste im Moment ab?

Für viele Künstler und Autoren bedeutet Selbst-Isolation nichts anderes, als das, was sie ohnehin schon immer getan haben: Von zu Hause aus arbeiten. Atelier und Wohnung sind eins, Leben und Beruf nicht ohne weiteres voneinander zu trennen. Das funktioniert natürlich nur solange man alles selbst herstellen kann und man nicht auf Atelier-Assistenten oder andere Firmen angewiesen ist. Eine Möglichkeit, die in einer kommerziellen Kunstwelt scheinbar vielen abhanden gekommen ist. Die finanziellen Auswirkungen der Pandemie sind für Kulturschaffende und Kulturinstitutionen verheerend und die Situation ist für so viele – beschönigend formuliert – eine Herausforderung. Angesichts der durch die Pandemie verursachten Haushaltsengpässe haben viele Museen begonnen, Mitarbeiter zu entlassen. Kürzlich wurde berichtet, dass das Museum of Modern Art, eines der reichsten Museen der Welt, alle Verträge für Museumspädagogen aufkündigt. Kurz zuvor hatte das Whitney Museum die Entscheidung bekanntgegeben 76 Mitarbeiter im Besucherservice und in befristeten Funktionen zu entlassen. Viele freischaffende Künstler_innen sind zur Zeit gezwungen, überwiegend administrativen Tätigkeiten nachzugehen – man selbst ist da keine Ausnahme und spürt sehr deutlich, wie verwundbar man als Künstler ist. Was derzeit am dringendsten erscheint, ist gegenseitige Hilfe und politische Transformation. Glücklicherweise haben einige Organisationen ihre Bemühungen verstärkt, um Künstlern und anderen von der Pandemie betroffenen Organisationen Nothilfe zu leisten. Aber auch in Deutschland besteht durchaus berechtigte Kritik an den derzeitigen Soforthilfen. Diese orientieren sich in keinerlei Weise am tatsächlich vorhandenen Lebensumfeld freischaffender Künstler_innen. Die ausschließliche Bemessungsgrundlage anhand von Betriebskosten greift zu kurz. Der Verweis auf die Grundsicherung ist ein Schlag ins Gesicht und sendet ein verheerendes Signal in eine Kulturszene, die gerade in einem Flächenland wie Rheinland-Pfalz dringend gebraucht

wird. Hier bedarf es unbedingt einer Nachbesserung. Die Signalwirkung und Wertschätzung durch bedingungslose Hilfen für freiberufliche Künstler_innen sollte man dabei ebenfalls nicht unterschätzen. Auch wenn kleine Maßnahmen wie z. B. der „Speyer.Kultur.Support“ nur ein Tropfen auf den heißen Stein sind: Sie sind eine Geste, die helfen kann, zumindest ein wenig Zeit zu überbrücken und die vor allem zeigt, dass man verstanden hat, dass freischaffende Künstler_innen auf besondere Weise systemrelevant sind. Denn wie der ehemalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker bereits 1991 erkannt hat: “Kultur ist kein Luxus, den wir uns leisten oder auch streichen können, sondern der geistige Boden, der unsere eigentliche innere Überlebensfähigkeit sichert.“